



Ethische Grundlagen der Sozialen Arbeit

Winfried Noack

F Frank & Timme

Winfried Noack
Ethische Grundlagen der Sozialen Arbeit

Winfried Noack

Ethische Grundlagen der Sozialen Arbeit

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

ISBN 978-3-7329-0209-5
ISSN 1862-6122

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2016. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung: Ethik und Moral	11
2 Ein Geschichtsüberblick über die überzeitliche bzw. übergeschichtliche Herausbildung der Ethik	25
2.1 Die Vorsokratiker	25
2.1.1 Thales von Milet.....	25
2.1.2 Anaximenes	26
2.1.3 Anaximandros	27
2.1.4 Pythagoras.....	27
2.1.5 Empedokles.....	28
2.1.6 Anaxagoras	28
2.1.7 Heraklit.....	29
2.1.8 Demokrit	29
2.2 Die klassische Blütezeit	30
2.2.1 Die Sophisten.....	30
2.2.2 Sokrates	32
2.2.3 Platon.....	34
2.2.4 Aristoteles	39
2.3 Die nachklassischen Schulen	40
2.3.1 Die Stoa	41
2.3.2 Die Epikureer.....	41
2.3.3 Die Skeptiker	42
2.3.4 Die Eklektiker	46
2.3.5 Plotin.....	46
2.4 Das christliche Denken im Ausgang der Antike	48
2.4.1 Augustinus	48
2.4.2 Dionysius Areopagita	48

2.5	Das Denken im Mittelalter	51
2.5.1	Die Kirche	51
2.5.2	Die Ritterkultur	51
2.5.3	Die Scholastik	55
2.5.4	Die Städte und die Universitäten	56
2.6	Die Renaissance und die Aufklärung	67
2.6.1	Petrarca	67
2.6.2	Descartes	67
2.6.3	Leibniz	69
2.6.4	Hobbes	69
2.6.5	Locke	70
2.6.6	Hume	72
2.6.7	Berkeley	73
2.7	Der deutsche Idealismus: Kant	74
2.8	Die Phänomenologie: Husserl	75
2.9	Ethik universal oder relativ?	77
3	Ethik der Sozialen Arbeit	81
3.1	Die Tugendethik	81
3.2	Die Pflichtethik	83
3.3	Die Nutzenethik	85
3.4	Die Verantwortungsethik	86
3.5	Die Wirtschaftsethik	87
3.6	Die Medizinethik und die Pflegeethik	88
3.6.1	Die Medizinethik	88
3.6.2	Die Pflegeethik	89
3.7	Die Sozialethik	91

4 Die Menschenwürde und die Menschenrechte als unverzichtbare Grundlage der Sozialen Arbeit	95
4.1 Die Menschenwürde als absoluter Wert für jeden Menschen und die Soziale Arbeit	95
4.2 Eine Phänomenologie der Menschenwürde.....	96
4.2.1 Menschenwürde als Autonomie und Selbständigkeit	97
4.2.2 Menschenwürde als Begegnung.....	98
4.2.3 Menschenwürde als Anerkennung und Gleichberechtigung..	100
4.2.4 Menschenwürde als Achtung vor Intimität	102
4.2.5 Menschenwürde als Selbstachtung.....	103
4.2.6 Menschenwürde als sittliche Integrität.....	105
4.2.7 Menschenwürde als Leben mit einem Lebenssinn.....	106
4.2.8 Menschenwürde als Anerkennung der Endlichkeit.....	107
4.3 Die Menschenwürde und die Menschenrechte als Grundlegung für eine Ethik der Sozialen Arbeit	110
4.4 Die Staatsform als politische Struktur zur Sicherung der Menschenwürde.....	118
5 Soziale Gerechtigkeit als zentraler Wert für die Arbeit mit hilfsbedürftigen Personen	121
6 Grundprobleme der Ethik, sofern sie die Soziale Arbeit tangieren	125
6.1 Noch einmal: Wert und Norm	125
6.2 Die formale Ethik und die materiale Wertethik.....	126
6.2.1 Die formale Ethik.....	126
6.2.2 Die materiale Wertethik.....	130
6.3 Versuch einer materialen, beschreibenden Wertethik.....	131
6.4 Primäre und sekundäre Werte, Werterigorismus.....	145
6.4.1 Unterscheidung zwischen Primär- und Sekundärwerten.....	148
6.5 Die Gefahr des Werterigorismus.....	150

6.6	Der absolute Primärwert: Personwert, vorgeordnet den Sach-, Organisations- und Kollektivwerten.....	152
6.6.1	Der Personwert.....	152
6.6.2	Organisationswerte.....	153
6.6.3	Sachwerte.....	155
6.6.4	Die Gefahr der Kollektivwerte.....	161
7	Konklusion.....	175
	Literaturverzeichnis.....	189

Für eine Darstellung ethischer Grundlagen der Sozialen Arbeit möchte ich im Anschluss an Herold und Prager (1977, S. 7) folgende Voraussetzungen bringen:

(1) Jeder Mensch hat das Recht, über sein Verhalten frei und autonom zu entscheiden.

(2) Jedem Menschen muss das gleiche Recht zugesprochen werden. Die ethischen Prinzipien, die sich aus der Gleichheit ergeben, gelten nicht für eine privilegierte Person oder Gruppe, sondern für alle Menschen.

(3) Das bedeutet, dass jeder Mensch als Mensch geachtet wird. Er darf nicht auf eine Rolle, eine Funktion, d. h. auf eine Sache reduziert werden. Kein Mensch darf je zu einer Sache erniedrigt werden.

(4) Für unsere Darstellung können wir keine formale Ethik verwenden, sondern wir brauchen eine materiale Ethik, die Werte beschreibt. Das sind beispielsweise Wahrheitsliebe, Achtung vor der Würde des anderen, Anerkennung seiner Freiheit oder auch das Recht auf Selbstbestimmung.

Aber gelten solche Werte nur für unsere westliche Gesellschaft, sind sie relativ oder universal? Es soll gezeigt werden, dass sie universal sind. Nachdem das Verhältnis von Ethik und Moral geklärt wurde, folgt ein Überblick über die überzeitliche, bzw. übergeschichtliche Herausbildung von Ethik und Moral. Es wird gezeigt, dass Menschenwürde und Menschenrechte, dass die Ethik übergeschichtlich und überzeitlich ist. Die Ethik der Sozialen Arbeit wird dargestellt und ergänzt durch die Grundlagen jeglicher Sozialer Arbeit: die Menschenwürde und die Menschenrechte sowie die soziale Gerechtigkeit. Zum Schluss werden einige wichtige Grundprobleme der Ethik dargestellt, die auch in der Ethik der Sozialen Arbeit zu beachten sind.

1 Einleitung: Ethik und Moral

Zunächst ist es wichtig, zwischen Ethik und Moral zu unterscheiden, denn Ethik vertritt Werte, die Moral Normen. Beide, Wert und Norm sind neue, moderne Begriffe (zum Folgenden Noack 2009, S. 11 f.). Der Wertbegriff existiert seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und tritt an die Stelle des Agathon, des Guten (Hügli 2004, Sp. 555–558). Werte sind beispielsweise die Liebe, das Glück, Sozialverhalten, Herzensbildung, Ausdauer, Frieden stiften, Selbstbeherrschung usw. Der Normenbegriff andererseits hat seinen Ort in der Sozialphilosophie und Soziologie gefunden und wurde von Durkheim, Simmels und Tönnies begründet. Bei Parsons erhält er eine zentrale Stellung in seiner Theorie des sozialen Handelns. Normen sind verallgemeinerte Erwartungsmuster, denen der Einzelne zu folgen hat. Handelt er erwartungskonform, wird er belohnt, normenwidriges Verhalten dagegen wird sanktioniert, d. h. bestraft (Parsons 1949, S. 46 f.). Interessant ist, dass Parsons bereits das Verhältnis von Normen und Werten beschreibt. Beide sind allgemeine Verhaltensmuster, aber die Normen stehen niedriger als die Werte, denn die Werte gehören zur den Verpflichtungen der gesamten Kultur, ja, der ganzen Menschheit. Die Normen hingegen haben ihren Ursprung in den Erwartungen und Verhaltensregeln, die die Gesellschaft aufstellt, um Handeln und Verhalten der Menschen untereinander vorsehbar zu machen und soziale Sicherheit herzustellen, wie Begrüßungsregeln, Anklopfen oder Klingeln bei einem Besuch oder Kleidernormen. Deshalb können Normen niemals die Werte bestimmen, wohl aber sind die Werte der Maßstab für die Normen (Parsons 1960, S. 118–153). So können wir festhalten: Werte sind sittlich, und sie sind menscheitsübergreifend, d. h. für die gesamte Menschheit verbindlich. Normen hingegen stellen gesellschaftlich erwartetes Verhalten dar und sind meist nur für begrenzte Zeit und die eigene Kultur oder sogar nur für die eigene soziale Gruppe verpflichtend.

In der Gegenwart herrscht eine Auffassung vor, die besagt, dass es nur subjektive Werte gibt, die vom Individuum geschaffen werden, genau gesagt, von seinem Gehirn produziert, das ein geschlossenes System ist, das ein Handlungssystem hervorbringt. Sie gälten ausschließlich für das Individuum. So jedenfalls beschreibt es der Konstruktivismus. Wenn das stimmt, dann hätte

v. Glaserfeld Recht, wenn er sagt, dass Werte dem persönlichen Nutzen dienen (v. Glaserfeld 1997).

Zunächst ist es wichtig, einige grundsätzliche Begriffe zu klären. F. Thiele zählt 19 verschiedene Ethiken auf mit ihren zugeordneten Werten (Thiele 1984). Sicher gibt es noch mehr.

Der grundlegende Unterschied ist, dass die Moral sehr zeitgebunden ist (Noack 2009, S. 24–28). Sie hat ihren Ursprung in der Gesellschaft, und wird nicht von einem Einzelnen zu seinem Vorteil erfunden (Frankena 1972, S. 22–26). Sie geht jedem Einzelnen voraus. Jeder wird in sie hineingeboren. Sie regelt das Verhalten der Menschen in der Gesellschaft. Und sie wird durch den Staat, die Gesellschaft und die Religion bestimmt. Sie regelt das Zusammenleben der Menschen nach vorgegebenen Regeln. Diese werden normalerweise befolgt. Durch Belohnung und Bestrafung werden sie auch durchgesetzt. Dies ist notwendig, um durch ein System von Vorschriften und Verboten das Zusammenleben der Menschen zu ordnen. So werden nicht nur die einzelnen Menschen, sondern auch ganze Bevölkerungsgruppen geordnet. Typisch für die Moral ist auch, dass sie heteronom ist, dass sie von außen an den Einzelnen herangetragen wird. Durch die Eltern, die Schule und letztlich durch die Gesellschaft werden sie von den Kindern internalisiert und dadurch als notwendig eingesehen. Selbst wenn die Person eine autonome Ethik entwickelt, bleibt die in der Kindheit erworbene Moral als Konvention immer noch bestehen, denn sie ordnet ja die Gesellschaft, allerdings in den modernen Gesellschaften nur für relativ kurze Zeit. Immer aber bleibt die Moral eine heteronome Forderung, und da sie in der Kindheit internalisiert wird, etwas Irrationales.

Die Moral war auch immer einem Wandel unterworfen. Normen sind Verhaltensmaßregeln, Maßstäbe und vor allem Erwartungshaltungen einer Gesellschaft gegenüber dem Einzelnen. Sie bieten ihm Orientierung, und sie besitzen Entlastungsfunktion wegen der menschlichen mangelnden Instinktsteuerung (Noack 2007, S. 59–64). Darüber hinaus stabilisieren sie die Gesellschaft und bieten der Gesamtgesellschaft Schutz. Die Kehrseite ist, dass sie die persönliche Freiheit durch die soziale Kontrolle einschränken und dass durch die Sanktionen (Belohnung, Bestrafung) eine selbständige Ethik unterbinden. Solche Normen haben sich im Gegensatz zu den Werten ständig verändert. Dafür möchte ich zunächst Beispiele bringen.

Norm 1: Du sollst nicht naschen. Im Mittelalter gab es als Süßigkeit getrocknetes Obst, das immer noch sehr sauer war, oder Honig. Dieser war teuer. Der

englische Mittelstand wurde reich, und finanzierte damit die englische Industrialisierung, und zwar durch den Ostseehandel nach Russland, bei dem sie Kleiseisenwaren gegen Honig, Holz und Felle eintauschten. Honig war also teuer. Als aus Mittelamerika der Zuckerrohrzucker nach Europa kam, war er unerschwinglich. Er gehörte zum Sozialprestige: Wer eine Zuckerdose aufweisen konnte, war angesehen. Manche stellte darum eine Zuckerdose hin, die leer war! Kinder durften also nicht an diesen Schatz heran. Darum: „Es ist verboten zu naschen“. Als Napoleon gegen England die Kontinentalsperre errichtete, entwickelten die deutschen Bauern aus den süßesten Rüben, die gekreuzt wurden, die Zuckerrübe, die preiswerten Zucker lieferte, der nun von jedem erworben werden konnte. Das Verbot für Kinder bestand aber weiter. Es galt noch in meiner Kindheit. Heute werden die Kinder von Süßigkeiten überschwemmt. Die Norm „Du sollst nicht naschen“ gilt kaum noch, ausgenommen die Warnung vor der „Zuckerfalle“, durch die Kinder heute krank werden können.

Norm 2: Hut ab! In der stratifizierten, d. h. hierarchisch geschichteten Gesellschaft mussten die Untergebenen vor ihrem Herren die Mütze abnehmen, den Kopf senken und eine demütige Haltung einnehmen. In der Französischen Revolution wurde im Bürgertum die Mütze, die für die unteren Klassen verbindlich blieb, durch den Hut ersetzt. Dieser wurde aber nicht mehr abgenommen, sondern bei der Begrüßung oder vor einer Frau gelüpft. Heute ist es nicht mehr verbindlich, überhaupt eine Kopfbedeckung zu tragen. Und wenn, dann brauchen wir sie nicht mehr abzunehmen. Wirklich nicht? In den traditionsgeleiteten Institutionen sehr wohl. Denn in der Kirche nehmen wir die Kopfbedeckung ab. Und vor dem Gericht ist es die Pflicht, vor dem Richter mit barem Haupt zu stehen. Kürzlich geschah es, dass ein Mann sich weigerte, vor dem Richter seine Schirmmütze abzunehmen. Als er es nach mehrmaliger Aufforderung nicht tat, verhängte der Richter eine Ordnungsstrafe von 200 Euro. Als der Mann beim Oberlandesgericht Stuttgart Beschwerde einlegte, begründete es seine Ablehnung mit der Begründung, solch eine provokative Weigerung, die Mütze abzunehmen, verletze die Würde des Gerichts (AZ: 1 Ws 126–127/07). Aber im Allgemeinen gibt es keinen Zwang mehr, Hut oder Mütze zu tragen und sie abzunehmen. Gesellschaftswandel verändert auch Normen oder löst sie auf. Werte werden dabei jedoch nicht verletzt.

Normen 3: Weitere Normen wären beispielsweise, dass man beim Essen nicht schmatzt, was zu der Zeit Luthers jedoch zum guten Ton gehörte. Im Mittelalter gab es die Essensnorm, nicht mit der geschmäuzten Hand ins Essen zu greifen, sondern ins Tischtuch zu schnäuzen. Heute gibt es hygienische Normen zum Essen. Und es gehört sich nicht, andere anzurempeln. Auch soll man nicht zwischen zwei Personen, die sich unterhalten, in der Mitte hindurch gehen. Gerade dies aber wird in Ostafrika gefordert. Ebenso soll man nicht mit dem Messer essen, was wiederum im Mittelalter üblich war.

Der Normenwandel ließe sich auch an den Mahlzeitnormen, an den Höflichkeitsformen, am Hausbau, am Wohnen und der Wohnungseinrichtung, an den Gebrauchsgegenständen, an den Einstellungen zum Körper, sexuellen Normen usw. nachweisen.

Am augenfälligsten ist jedoch der Normenwandel in Bezug auf die Kleidung zu beobachten. Darum habe ich als ein Paradigma für den Normenwandel die Kleidung gewählt. Sie hat ja mehr Funktionen, von denen ich folgende für am wichtigsten ansehe: Sie schützt vor Klima und Wetter, sie ist Arbeitsschutz, sie dient als Schmuck und hat damit auch eine sexuelle Bedeutung, sie weist den Einzelnen einer sozialen Schicht zu und sie dient schließlich auch dem religiösen Leben. In allen diesen Gesichtspunkten ist sie abhängig von Geschichte und Gesellschaftsform.

Klima und Wetter: In den Tropen tragen die Menschen in vielen Gegenden gar keine Kleidung: Es ist 30 Grad und wärmer, die Luftfeuchtigkeit beträgt 80%, von den Bäumen tropft das Wasser. Es regnet zwei Mal im Jahr den ganzen Tag lang und täglich während mehrerer Stunden. Warum soll man sich Kleidung antun? In unseren Breitengraden können wir vor allem zwei Kleidungsformen unterscheiden: Die Sommerkleidung ist leger, offen, bunt, die Menschen gehen leicht bekleidet. Wenn es regnet, lässt man sich durchnässen oder man trägt einen leichten Regenmantel bzw. einen Sommeranorak. Im Winter ver mummen sich die Menschen, tragen oft eher dunkle Kleidung und vermeiden es, sich im Freien aufzuhalten. Wüstenvölker ver mummen sich vollständig, um sich vor der Sonne zu schützen und die Körperflüssigkeit zu bewahren. Die Polarvölker tragen das ganze Jahr über warme Pelzkleidung. So ist bei uns in der Warmzeit zwischen 850 und 1450 die Nacktheit häufig anzutreffen: Im Ehebett und im Bad. Dagegen standen der Habit des Mönches und die Panzerrüstung des Ritters (Le Goff, Truog 2007, S. 154–162)

Schutz: Kleidung diente nicht nur dem Schutz vor Kälte und Nässe, sondern auch vor Verletzungen. So schützten die Schuhe den Fuß beim Laufen. Auch bewahrt sie davor, von allerlei Hindernissen verletzt zu werden. Spezielle Schutzkleidung war die Rüstung der Ritter im Mittelalter, die allein ihm vorbehalten war. Heutzutage gibt es Schutzkleidung für verschiedene Berufe.

Vor allem diente die Kleidung der Schichtzuweisung. In Gesellschaften, in denen die Menschen unbekleidet gehen, bedeckt der König seinen Körper mit Schmuck. In allen Gesellschaften, die Kleidung tragen, ist jeder Rang an seiner Kleidung zu erkennen. Der König kleidete sich prunkvoll mit edlen und teuren Stoffen und Pelzen, die mit Gold, Perlen und Edelsteinen verziert waren. Der Adel ahmte ihn in der Prunkentfaltung nach. Das einfache Volk hingegen trug einfache Kleidung. In der stratifizierten Gesellschaft des Mittelalters und der Neuzeit bis zur Französischen Revolution war jede soziale Schicht durch eine spezifische Kleidung gekennzeichnet. Der Kaiser/König, die Fürsten und die hohe Geistlichkeit kleideten sich prunkvoll. Das reiche Bürgertum ahmt sie nach. Die Handwerker trugen die Kleidung ihrer Zünfte und die zunftlosen Bewohner der Stadt gingen in Lumpen, sie waren „das Lumpenpack“. Die Bauern trugen einfache Kittel. In der Französischen Revolution entwickelte das revolutionäre Bürgertum eine neue Kleidungsform: schwarzer Anzug, weißes Hemd, Krawatte – als Gegenentwurf zum adligen Prunk. Die Frauen kleideten sich freizügig. Aber das ganze 19. Jahrhundert hindurch blieb die Kleidung standesbezogen. Erst im 20. Jahrhundert löst sich langsam die Standesbindung der Kleidung auf. Mit der Demokratisierung der Gesellschaft entwickeln die oberen Stände einen Demonstrationsverzicht. Dieser macht ihren Reichtum unsichtbar. An der Kleidung waren sie nicht mehr zu erkennen. Stilbildend wird die obere Mittelschicht. Heute hat sich die Bindung der Kleidung an eine Schicht aufgelöst. An die Stelle ist einerseits eine Uniformierung getreten, Jeans und T-Shirt, andererseits eine weitgehende Freiheit in der Wahl der Kleidung. An die Stelle der Normierung tritt die Normenvielfalt. Dies drückt sich aus in einer Vielzahl von Moden. Dies zugleich eine Folge der Individualisierung seit dem 21. Jahrhundert.

Gleichwertig mit der Schichtzuweisung ist die Bedeutung der Kleidung als Schmuck und zur Sexualisierung. Zu allen Zeiten und in allen Kulturen schmückten sich die Menschen mit der Kleidung; und Männer und Frauen steigerten durch sie ihre Attraktivität. So gingen im alten Kreta die sittsamen Frauen brustfrei, die Dirnen hingegen mit bedeckter Brust. Im alten Rom mussten sich die Freuen züchtig kleiden. Und doch war es üblich, dass die

Frau eine Brust frei trug. Im Mittelalter versuchte die Kirche die antike Freizügigkeit einzudämmen. So gab es einerseits verhüllte, fromme Frauen. Die Mehrheit allerdings ging mit der Enthüllung der Brust freizügig um. Auch waren die Ärmel, vor allem bei den bäuerlichen jungen Frauen weit ausgeschnitten. Die sexuelle Ungebundenheit des frühen und hohen Mittelalters ist wegen der hohen Sterblichkeit verständlich. Das Durchschnittsalter lag zwischen 21 und 25 Jahren. Nur wenige Prozent der Bevölkerung erreichte ein Alter von 60 Jahren. Darum waren „Kind und Kegel“, eheliche und nichteheliche Kinder, gleichermaßen erwünscht. Hinzu kommt, dass es so gut wie keine Geschlechtskrankheiten gab. Als jedoch im 16. Jahrhundert durch die Entdeckung Amerikas die Syphilis mit den spanischen Soldaten nach Europa kam, schlossen mit dem Zug der Krankheit von Spanien über Frankreich nach Deutschland die Badehäuser, und die Kleidung der Frauen schloss sich gleichermaßen. Erst als der Syphilisschock abklang, öffneten sich im 17. und 18. Jahrhundert wieder die Schleusen der Kleidung und der Sexualität, namentlich bei den Fürstenhäusern. Auch jetzt war es wieder die Französische Revolution, die Männer und Frauen aus den Fesseln der prunkhaften Standeskleidung des Adels befreiten. Die Männer trugen einfache Anzüge und die Frauen lange, weiche und fließende Kleider. In der heutigen, der pluralen und egalitären Gesellschaft, gab es einen raschen Wechsel der Moden. Wir beobachten heute eine unglaubliche Modevielfalt, die in der Regel standesungebunden, demokratisch, generationenübergreifend und liberal ist. Nach Margarete Payer können wir folgende Stile und Moden unterscheiden (Payer 2007):

Der Business Look ist eine formelle Kleidung, die sich dadurch auszeichnet, dass sie schlicht und von neutraler Farbe ist, sich aber optisch nach Schnitt und Stoffqualität für gehobene Büroberufe eignet.

Die Standeskleidung und die Berufsuniformen finden sich besonders bei reaktionär-konservativen Berufsgruppen, die an einer vordemokratischen, der stratifizierten Gesellschaft zugehörigen Standeskleidung festhalten, wie Richter, Militärs, Anwälte, Büro- und Bankangestellte, Priester u. a

Die Berufsbekleidung stellt in Material, Farbe und Schnitt eine funktionsgerechte Kleidung dar.

Die Casualwear ist sportlich-individuell ohne eine bestimmte Moderichtung. Sie will unperfekt, unkonventionell, individuell, sehr bequem und lässig sein.

Die Sportswear ist lässig, sportlich, zwanglos, geeignet für Drinnen und Draußen, für den Alltag und das Wochenende und gehört keiner bestimmten

Moderichtung an. Die Formen und Materialien sind vielfältig, kombinierbar und funktionell (so ist sie oft wetterfest). Sie zeichnet sich also durch Mehrfachnutzen aus, und sie ist modern und hat sich von dem traditionellen Modebewusstsein befreit. Sie ist heute sogar gesellschaftsfähig.

Die Jeanswear war zunächst eine Protestkleidung der 68er gegen die traditionale Konsumgesellschaft. Jeans wurden kombiniert mit T-Shirts, Hemden und Pullovern. Heute ist Jeanswear generationenübergreifend. Sie hat sich zu einem eigenen, durch die schier grenzenlose Kombinierbarkeit ausgeprägten Kleidungsstil entwickelt, mit der Absicht, eine zwanglose, originelle und universale Mode zu schaffen. Sie hat wohl am stärksten dazu beigetragen, die traditionelle Mode zu überwinden.

Die festliche Kleidung ist heute nicht mehr typisch. Vielmehr soll sie tagsüber wie abends getragen werden können und zu vielen Anlässen. Meist sind es für die Frau das Kleine Schwarze oder ein dunkler Hosenanzug, für den Mann der schwarze Anzug (wir beobachten, wie die ursprünglich revolutionäre Kleidung zur traditionellen wird).

Die Antimode (Antiwear) steht im Widerspruch zur Mainstreammode. Sie ist gewollt lässig und unordentlich. So sind z. B. die Jeans verwaschen, oder sie haben Löcher und Risse, die gewollt sind.

Daneben gibt es weitere Kleidungs- und Modestile, die die Vielfalt und Individualisierung unserer Gesellschaft widerspiegeln. Alfons Hofer hat 29 verschiedene Moden dargestellt, die alle unterschiedliche soziale Signale geben wollen.

Schließlich hat die Mode auch eine religiöse Bedeutung. So haben sich zu allen Zeiten die Menschen für die religiösen Feste und Feiern geschmückt, gereinigt und mit der besten Kleidung zur Gottesfeier begeben. Interessant ist, dass diese Kleidung in der Regel, dem Wesen der Religion entsprechend, traditionell ausgerichtet war. Geistliche und Mönche/Nonnen sind häufig traditionell gekleidet

Diese Modevielfalt zeigt uns paradigmatisch den Normenwechsel, aber auch die Normenvielfalt in unserer Gesellschaft. Wir beobachten heute keine Auflösung der Normen, sondern eine Fülle von konkurrierenden Normen, die die Freiheit des Einzelnen garantieren, weil er aus dieser Vielfalt für sich individuell auswählen kann.

Die Ethik wiederum entsteht durch die Kritik an der überkommenen Moral (Rohls 1991, S. 8). Die Ethik entsteht auch, um die Bestimmung des menschlichen Verhaltens durch die Religion zu kritisieren. Denn in den archaischen

und auch antiken Gesellschaften wurde die Moral durch die Religion bestimmt. Die vorgeschriebenen sozialen Verhaltensweisen werden auf die Götter bzw. den Gott zurückgeführt. Die Ethik entsteht, um diese Bindung des Menschen an göttliche Autorität zu lösen. Stattdessen soll die Ethik an das autonome Individuum gebunden werden, das sie vernünftig und allgemein einsichtig entwickelt. Möglich wurde dies in der griechischen, demokratischen Polis, und vor allen, wenn diese außerhalb der Mutterländer lag, wie an der ägäischen Küste oder Sizilien, weil hier oft zwei oder mehr Kulturen zusammenstießen und sich der Blick weitete. Hier bildeten sich selbst bestimmende, autonome Bürger. Sie fragten, ob die von der Religion, den Göttern und den Traditionen der Polis geforderte Moral überhaupt einsichtig ist. Dabei gelangten sie zur Einsicht, dass das Ziel jeder Ethik das Gute sei. So ist für Platon Gott nicht nur das reine, absolute Sein, sondern auch das Gute, dem kein Gegenteil zugeschrieben werden kann. So darf das Böse niemals bei Gott gesucht werden, als sei er dualistisch in sich gespalten. Denn als das reine Sein ist er ein Eines, in dem kein anderes als er selbst enthalten ist. Vielmehr entsteht das Böse unter den Bedingungen dieser materiellen, raumzeitlichen Welt, bewohnt von Menschen, die egozentrisch leben. Wenn Gott das Gute und das Gute der Lebenssinn ist, dann muss gefragt werden, was das Gute ist und wie ein gelungenes, gutes Leben aussieht. Dabei stellt sich heraus, dass das Gute selbst nicht beschrieben werden kann, weil es immer an einem Wert angeknüpft ist, das eben dadurch erst gut ist. So ist Liebe nur gut, wenn sie mit dem Guten verbunden ist. Platon verknüpft auch bereits die Teilhabe an Gott mit der Glückseligkeit, während das Leben im Selbstverfallensein ein Leben im größten Elend ist. Die Frage nach dem Lebensglück wurde in der Antike verschieden beantwortet. Schon Protagoras sagte, dass Tugend darin bestehe, niemals das zu tun, was wir an anderen verurteilen. Pythagoras und die Pythagoräer lehrten, Glück und Tugend bestehe darin, in Harmonie mit den mathematischen Gesetzen des Kosmos zu leben. Heraklit wollte die Gegensätze vereinigen, darin bestehe sittliches Leben. Für Demokrit bestand sittliches und zugleich glückliches Leben in der Lebenszufriedenheit. Für die Sophisten ist der Nutzen der ausschlaggebende Faktor des Lebens. Für Sokrates besteht das Leben im endlosen Weg zur Wahrheit. Platon und Aristoteles lehren das Glück des Menschen und die Vollendung der Sittlichkeit in der Verähnlichung mit Gott (Platon) und der Gottförmigkeit (Aristoteles). Über die späteren philosophischen Schulen ist zu sagen, dass die Stoiker lehrten, der Mensch solle naturgemäß, vernunftgemäß, gleichgültig gegenüber den Zufällen des Lebens und vor allen

gemäß der Gerechtigkeit und Menschenliebe sein Leben führen. Die Skeptiker zogen aus der von ihnen nachgewiesenen Unerkennbarkeit alles Bestehenden den Schluss, dem praktischen Ideal einer heiteren unerschütterlichen Seelenruhe zu folgen. So waren die Antworten unterschiedlich, aber sie waren alle vom autonomen, rationalen Denken entstanden. Sie alle schufen die Ethik, die oft im Gegensatz zur praktischen Moral der Polis und der Religion stand, die immer noch an die Autorität der Götter gebunden war.

Als die kleinräumige Polis abgelöst wurde durch die monarchischen Flächenstaaten, zerfielen die Poliskultur und damit auch die demokratischen Strukturen und die vom autonomen Individuum getragene Ethik. An die Stelle trat eine Universalisierung moralischer Forderungen. Vertreten wurden sie durch die Bürokratien der großen Staaten. Das autonome Individuum sah sich nicht mehr als freies Individuum und Subjekt der Polis, sondern als Objekt des vergotteten Staates. Freiheit war nur noch als private Freiheit und als Gesinnungsfreiheit möglich, die in intimen Freundeskreisen gepflegt wurde. In ihnen wurden auch ethische Probleme diskutiert und oft auch ins Leben integriert.

Endgültig wurde die Ethik durch die Moral ersetzt, als das Christentum die Herrschaft antrat. Moralische Forderungen ergaben sich nicht aus den alten heiligen Mythen, sondern aus den Theologien der heiligen Männer oder auch den Forderungen der Theologen der Kirche. Es waren nun aber philosophische Theologien, wodurch nicht nur moralische Forderungen gestellt wurden, sondern auch ethische Themen diskutiert wurden. Aber sie waren alle gebunden an die Offenbarungsschriften, selbst wenn sie auf die antiken Philosophen zurückgriffen. Hatten die griechischen Philosophen gelehrt, dass die ethischen Ziele allein durch die Vernunft erreicht werden konnten, so lehrten die Theologen nun, dass zwischen Gott und Mensch eine tiefe, unüberbrückbare Kluft (parallel zu Platons *chorismos*) bestehe. Sie bewirkt, dass der Mensch diesen Seinsabgrund nicht überschreiten kann, weil dieser zu groß ist, dass er ohne die Hilfe Gottes nicht sittlich leben kann. Weil der Mensch von Natur aus sündig ist, kann er nur das ethische Ziel verfehlen. Darum bedarf er der Hilfe Gottes. Diese aber ist an die Sakramente der Kirche gebunden. Und darum kann der Seinsabgrund nur durch die Vermittlung durch die Kirche geschehen, und dies nur, wenn der Gläubige die Sakramente beachtet und alle Forderungen der Kirche erfüllt. Für die Menge der Menschen gibt es nur noch die Moral, und zwar die Moral der Kirche. Ist der Mensch völlig willenlos der Gnade Gottes, vermittelt durch die Kirche, ausgeliefert? Es gibt drei Antworten